

Ein Stück Aeschenvorstadt

Autor(en): Hans Bühler
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1970

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6e9f1de0-80db-4db7-8a36-02ab22ebe5ef>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Ein Stück Aeschenvorstadt

Von Hans Bühler

Die Aeschenvorstadt hat in den letzten Jahrzehnten ihr Aussehen wie keine andere Vorstadt von Basel verändert, so daß vom ursprünglichen Bild nur sehr wenig übriggeblieben ist. Historische Gebäude, die auch künstlerisch von hoher Bedeutung gewesen sind, wie der «Goldene Löwen», der «Drachen», der Gasthof «Zum goldenen Sternen» und der «Hirzen» sind verschwunden und haben neuen großen Geschäftshäusern weichen müssen. In der Nähe des Bankvereins ist ein einziges bedeutendes Gebäude stehengeblieben: das barocke Haus «Zum Raben», das 1765 von dem vielseitig begabten Architekten Samuel Werenfels erbaut worden ist. Etwas weiter außerhalb, an der gleichen Straßenseite gelegen, findet sich eine Gruppe von drei Häusern, die in einem Bericht des 19. Jahrhunderts als «anständige Bürgerhäuser» bezeichnet werden; darunter darf man «gut und behaglich» verstehen. Diese Häuser tragen heute die Nummern 41, 43 und 45 und zeigen in den Obergeschossen typische Merkmale des 18. Jahrhunderts in der Form der für Basel sehr beliebten Stichbogenfenster, hier sogar mit den viereckigen Schlußsteinen, den Stichkappen. Diese drei Häuser führen die Namen «Zum schwarzen Bären», «Zur Wagenburg» und das dritte, das gegen das Brunngäßlein gelegene Eckhaus, das heutige «Restaurant Glock»: «Zum Nepper». Auffallend ist die Proportion dieses Hauses: die sehr große Höhe im Verhältnis zur Breite. Dieses Bild ist nicht ursprünglich, denn 1953 wurden die Fassaden dieser drei an sich sehr tiefen Liegenschaften auf die neu gezogene Baulinie zurückgenommen, wodurch ca. 5 Meter der Gebäude geopfert werden mußten. Der beauftragte Architekt Ernst Rehm hat die schwierige Aufgabe mit viel Geschick und großem Können gelöst; er erhöhte das Haus ganz wesentlich, indem er zwei Stockwerke in das ehemalige Dach einbaute, aber doch darauf achtete, daß Firsten und Staffellungen bewahrt werden konnten. Die Dachterrasse des Hauses Nr. 43 fiel weg. Durch die Verkleinerung der drei Häuser wurde auch die Bodenfläche rund um den Jakobsbrunnen beim «Restaurant Glock» so stark reduziert, daß auch er geopfert werden mußte. Die Hintergebäude blieben im ganzen unverändert, da vorläufig auf eine Verbreiterung des Brunn-

gäßleins verzichtet wurde. Die Gesamtwirkung dieser drei Hausfassaden ist vorzüglich, die Veränderung ist vergessen. Mit großer Wahrscheinlichkeit wird aber auch diese Häusergruppe neuen, großen Geschäftshäusern weichen müssen, womit die letzte Erinnerung an die drei bemerkenswerten und interessanten Wohnhäuser in der «Vorstadt ze Eschmer thor» auslöscht.

Über den Ursprung des Namens «Eschmer thor» wird gestritten. Der Meinung, daß dieses Wort auf den Namen eines Eschmar zurückgehe, der Torhüter des Aeschenschwibbogens gewesen ist, steht die Auffassung gegenüber, daß diese Bezeichnung ein geographischer Begriff ist und auf das Dorf «Esch» oder «Aesch» Bezug nimmt. Beide Möglichkeiten der Deutung sind gegeben. — Alle drei Häuser sind schon im 15. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Bereits 1493 werden im Haus «Zum schwarzen Bären» ein Wirtshaus und eine Herberge nachgewiesen, die lange Zeit dort ihre menschenfreundlichen Aufgaben erfüllt haben. Dann folgen als Besitzer Handwerker aller möglichen Berufe, und zu Beginn des 18. Jahrhunderts vermietet der Lehnherr zu Augst, Hans Georg Geßler, das Haus auf drei Jahre an den Herrn von Bamlach und Rheinweiler, Leopold Melchior von Rotberg. 1726 wird ein weiterer gewichtiger Name genannt: Spital-Oberschreiber Emanuel Weiß-Faesch, und von 1763 bis 1774 ist Oberst Matthias Ehinger, Landvogt zu Lauis (Lugano), Besitzer der Liegenschaft.

Das mittlere der drei Häuser, das Haus «Zur Wagenburg», erscheint erstmals 1421 in den Akten. Lange Zeit ist es Pfrundhaus des Kaplans der Kirche zu Pfeffingen. 1487 wird es von einem Küfer mit Namen Wabenburg erworben, dessen Name sich in «Wagenburg» umwandelt, und dieses Wort behält als Hausbezeichnung für alle Zeiten Geltung. Auch hier sind einige Jahrhunderte lang meist Handwerker im Besitz dieses Hauses. Von 1728 an wohnen Vertreter «nobleren» Standes hier, denn die Liegenschaft wird erworben von Handelsmann Albrecht Krug und seiner Gemahlin Maximiliana Russinger. Krug läßt die Fassade seines Hauses «überbessern», und im gleichen Jahre hat auch der «Schwarze Bär» die gleiche Veränderung erfahren. Diesem Ehepaar folgt der

Juris-Licentiat Fatio, der dann die «Wagenburg» an Salome Fürstenbergerin geb. Burckhardt weiterverkauft. 1785 übernimmt wieder einmal ein Handwerker das Haus: Benedikt Mäglin «der Kieffer». Zu Beginn des 19. Jahrhunderts folgt Jeremias Iselin, der Handelsmann, und 1830 ein würdiger Pfarrer, «alt-Pfarrer und Erziehungs Rath» Friedrich Merian. Um 1890 bot ein Konsumladen seine vielseitigen Herrlichkeiten der interessierten, vorwiegend weiblichen Kundschaft feil, denn es waren zu haben «alle Spezereiwaren sowie Cornischons, Capperen, Chocolat, ächter Essig, Käs, ächter Landhönig, Sago, Teigwaren, Reis, Gerste, Weingeist und Cigarren». Zu jener Zeit betrieb im Hinterhaus der Tapezierermeister Schulze sein Handwerk. Noch etwas später erwarb der Bürstenfabrikant Steib die Liegenschaft; er ließ den Hof zwischen Vorder- und Hinterhaus überdachen, damit er sein reich dotiertes Lager von Bürsten jeder Größe und Art unterbringen konnte. Von der Fegbürste mit und ohne Stiel bis zum «Wassersteibirschtli» war alles vorhanden, und im Laden lud eine reiche Auswahl eben dieser genannten Bürsten und geflochtenen Korbwägeli zu vergnüglichem Kaufen ein, während herrliche weiße «Baslerwäge» mit hohen, dünnen Rädern darauf warteten, möglichst bald ein richtiges «Basler-Buschi» aufzunehmen.

Das dritte Haus, das heutige «Restaurant Glock», tritt bereits 1415 urkundlich in Erscheinung, führt damals aber noch nicht den Namen «Zum Nepper»; Besitzer ist ein Heinrich von Uttingen, und genannt wird das Haus «zum Schellenberg gelegen ze Eschmerthor an Isenlisgesseli», und in einer andern Urkunde des gleichen Jahres ist vermerkt: «gelegen ze Basel in der vorstat ze Eschmerthor an dem Orte by dem usseren brunnen». Damals stand der Brunnen allerdings noch an der Ecke gegen die Sternengasse. Das Haus «Zum Schellenberg» besaß zudem einen Garten, einen Weinberg und eine Trotte.

Drei Jahre später, Montag vor St. Lucia, verkaufte «Heintzmann Hauri der Wirt, Burger ze Basel und Elli sin Efröwe» das Haus an «Henman Bännly dem Schultheißen ze Basel». Die Besitzer dieses Eckhauses beim Jakobsbrunnen mußten alljährlich am St. Jakobstag

der «Bruderschaft ze St. Johannes Capelle uff Burg» und der «St. Katharinen Capelle uff Burg» Zins entrichten, und zwar dieser Bruderschaft «2  Zinspfennig von der Eigenschafft ze Zinse 4 Ring Brotes ze Wysung und 5 sh. ze Erschatze, sodann ist der ander Teil wider das Gässelin Erbe von der Pfründe St. Katharinen Capelle uff Burg, deren davon gangent 9 sh. ze Zinse, 1 Ring Brotes ze Wysunge und 6 sh. ze Erschatze». – Die Besitzer wechseln in kurzen Zeitabständen; 1418 wird «Heitzmann Höri der Wirt» genannt, dann folgt «Henslin Ambül der Karrer». Hin und wieder wird in den Kaufverträgen auf den Brunnen hingewiesen. So findet sich im Vertrag dieser beiden letzten Partner der Vermerk: «Es ist zu wissen daz darume bedinget und beredt ist worden, daz der vorgenannt Kouffer und alle ir nachkommen, so daz Abwasser von dem Stockbrunnen flüset besorgen und infassen söllent, daz der flusse sinen nachgebuwen keinen schaden bringe.»

Später werden Eigentümer: ein Hufschmied, nochmals ein «Karrer» oder «landfarer», später «Henslin Gech der Ziegler von Kändern», 1438 «Claus Tüfel der Seiler», bald nachher «Hans Pröpstli der gerwer» und 1456 «Cleni von Hertheim, ein Rebmann und seine Frau Ursulen». – 1517 lautet der Name des Hauses erstmals «zum nepor» und «zum neper» und nach zehn Jahren «zum Nepper». Dieser Ausdruck ist wohl in Zusammenhang mit den verschiedenen Handwerkern zu bringen, die hier wohnten und bedeutet soviel wie Bohrer. So ist ein «Nagel-Näpper» oder «Nepper» ein Nagelbohrer und ein «Tubel-Näpper» ein Bohrer für Löcher, in welche Dübel eingefügt werden. Alle diese Handwerker hatten mit Werkzeugen dieser Art zu tun, und die Annahme, daß diesem Wort ein anderer Begriff zugrunde liegt, dürfte kaum zutreffen. Nepper bedeutet nämlich in der Gaunersprache: gewerbsmäßiger Betrüger, der allerlei minderwertige Waren, vor allem falsche Juwelen und wertlose Ringe, für echt und wertvoll verkauft. Die erste Deutung dürfte, so ist zu hoffen, für die fromme Stadt Basel die richtige sein.

Später erscheinen als weitere Hausbesitzer ein Sattler, ein Weber, 1671 ein «Kummettsattler», ein Weinmann und ein Schlosser.

Nicht immer scheint holder Friede, süße Eintracht und innige Liebe zwischen den Anwohnern rund um den Jakobsbrunnen geherrscht zu haben, denn 1720 klagt Samuel Stöckli der Weinschenk, Besitzer der «Behausung zur Entenweyd in Eschmer Vorstatt», zum fünftenmal gegen «Johann Georg Schlosser, Praeceptor classico, Inhaber des Eckhauses «Zum Nepper», wegen einer lästigen Schlammgrube und Privat (= «Hiesli»)). Da Schlosser den angeführten Beschlüssen keine Beachtung schenkte, wurde er zu einer Strafe von «ein halb Mark Silber» verurteilt, und zudem hatte er die genannten Mißstände innerhalb von 14 Tagen zu beseitigen. – Dem nächsten Besitzer, dem «Schön- und Schwartzfärber» Friedrich Bischoff, folgte bald der oben erwähnte Gerichtsherr Johann Rudolf Fatio, der Eigentümer des Hauses «zur Wagenburg», der den «Nepper» 1763 umbauen ließ für seine Tochter Anna Catharina und seinen Schwiegersohn Johann Rudolf Wick, Hauptmann in englisch-ostindischen Diensten. Wieder scheint das freundschaftliche Verhältnis beachtlich getrübt gewesen zu sein, denn unwillig klagt der gestrenge Herr Oberst gegen Samuel Stöcklin, den Seifensieder und Besitzer des Eckhauses «Zum Weyer» «wegen neuer Sigsterne, Känel und Seifensiederlaugen». Nach Hauptmann Wick wohnen lange Zeit nur Leute gehobenen Standes im Haus beim Brunnen: 1796 erwirbt es der Handelsmann Samuel Heusler «des großen Raths», 1801 folgt «der Bürger Johannes Weißenburger, Mitglied der hiesigen Municipalität», später Dr. med. Emanuel Raillard, der es an Rudolf Huber-Staehelin weiterverkauft. Auf Gesuch hin erhält Huber 1843 die obrigkeitliche Bewilligung zum Bau einer Bierbrauerei im Brunnngäßlein, die dann allerdings erst 13 Jahre später entstanden ist. Bereits nach einem Jahr wird die Liegenschaft weiterverkauft an Emanuel La Roche-Vez, den Handelsmann, und nach weiteren sechs Jahren wechselt wieder der Besitzer. Hieronymus Bulacher-Oser, Metzger und ehemaliger Besitzer des Bläsihofes «jenseits», kauft 1850 das Haus für seinen abwesenden Sohn Rudolf Friedrich Bulacher-Hosch «Küfers und Bierbrauers». Bereits hatte der junge Bulacher andernorts praktische Erfahrungen in der hohen Kunst der Herstellung dieses

Göttergetränk gesammelt und sich als äußerst tüchtiger Geschäftsmann ausgewiesen. Die Erlaubnis zur Einrichtung einer Brauerei und «Malzdarre» hatte Bulacher um so leichter erhalten, als er ein eigenes Gebäude außerhalb der Stadtmitte, eben am Brunnngäßlein, errichtete und alle baupolizeilichen Vorschriften genau beachtete.

Schon 1850 wurde im Erdgeschoß eine Wirtschaft eingerichtet, und von Anfang an erwies sich die 1856 in Betrieb genommene Brauerei als gutes Geschäft. Aber bereits nach sechs Jahren starb Rudolf Friedrich Bulacher, und das ganze Unternehmen ging 1862 an Eduard Glock über, der sich mit Rosine Bulacher, der Schwester des Rudolf Friedrich, verheiratete. Dieses Ehepaar gab dem ganzen Betrieb eine besondere Note, so daß dieses Haus zu einem Begriff der Aeschenvorstadt geworden ist und der Name nach mehr als hundert Jahren noch weiterlebt. Glock war eine stämmige, etwas untersetzte Erscheinung; über der sanften Wölbung der untern Körperhälfte spannte sich straff eine weiße Schürze, die oben zum Teil von einer Weste überdeckt wurde. Aus dem rundlichen Gesicht des neuen Besitzers, das verschönert wurde durch einen dunklen Schnurrbart und ein bescheidenes Bärtlein, schauten zwei Augen, die Sicherheit und Energie verrieten. Eine alte Photographie zeigt den erfolgreichen Mann, an einem Tischlein sitzend, selbstbewußt die Rechte in die Hüfte gestemmt, mit hochgestülpten Hemdärmeln. Auf dem Tischchen steht ein Bierglas, bis zum Rande gefüllt mit schäumendem Gerstensaft, was wohl als Symbol des männlichen Durstes gedeutet werden kann, dem es energisch entgegenzuwirken gilt mit dem bewährten Naß aus der Brauerei Glock. Das dürfte eine ebenso notwendige wie unterhaltsame Beschäftigung gewesen sein. Glock war ein unternehmender Mann. 1873 verschwanden die hinteren Dependenzen, Bureau und Waschhaus, da Glock einen zweiten Saal benötigte, und fünf Jahre später entstanden große Lagerkeller am St. Albanring; die älteren am Brunnngäßlein dienten als Malztennen. Das Bauen nahm kein Ende, aber der Erfolg blieb nicht aus, die «Bierhalle Glock» war viele Jahre lang das bestbesuchte Bierlokal von Basel.

Der Saal hinter der Wirtschaft besaß als besondere Attraktion eine Spiegelwand. Diese galt als außerordentlich vornehm. Dort fanden sich jeweils die «besseren» Gäste mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit ein. Im vordern Teil des Lokals und in der Wirtschaft dagegen trafen sich an den verschiedenen Tischen Handwerker und Leute bescheideneren Standes. – Glock galt als loyale Persönlichkeit, der mit jedem Gast gleich gut umzugehen wußte; von früh bis spät war dieser tüchtige Wirt im Geschäft tätig. Vor dem Buffet stand ein großer, runder Tisch für die Stammgäste, und es gab solche, die täglich vormittags um 11 Uhr, abends um 6 Uhr und ein drittes Mal nach dem Nachtessen erschienen. Glock selber war der Mittelpunkt dieser Tafelrunde und beherrschte souverän die Diskussion. Bauaufträge wurden selten in einem Architekturbureau vergeben, sondern am Biertisch, was manchen Handwerker nötigte, dreimal täglich in der Bierhalle aufzutauchen, obwohl immer über zuviel Arbeit geklagt wurde. Für manchen wurde so das Biertrinken zur Gewohnheit, und mehr als ein Handwerker hat sich den Hosenboden auf den Wirtshausstühlen glänzend gerieben und den Gewinn aus gelieferter Arbeit zum Bezahlen der vielen Schoppen wieder auf den Tisch gelegt. Vor mancher erbosten Hausfrau versuchte sich der eine und andere damit zu rechtfertigen, daß er aus streng geschäftlichen Gründen die Bierhalle besuchen müsse. «Papa Glock», wie er allgemein hieß, war ein streng kaufmännisch denkender Mann; jeder Dienst verlangt einen Gegen dienst, auf alle Fälle: Gerechtigkeit muß sein!

Frau Glock war eine liebenswürdige, sympathische Frau, die eine natürliche Autorität besaß, am Buffet souverän das Szepter führte und berühmt war für ihre Spezialitäten: «marinierte Nasen» und «Ziebelewäie». Die Nasen wurden in großen Mengen aus dem damals noch sauberen Rhein gefischt, und dieses vorzügliche Gericht hatte es in sich, daß es sehr durstanregend wirkte, was wiederum den Bierkonsum förderte und die Umsatzkurve weiter steil ansteigen ließ. Viel verlangt wurden natürlich während der Fasnacht die «Ziebelewäie», und in jenen für Basel so bedeutsamen Tagen erfreuten sich die «Preistrommeln bei Glock» eigentlicher Berühmt-

heit. In großer Zahl marschierten die konkurrierenden Trommler auf. Langsam und feierlich betraten sie die Bühne, um einzeln oder in Gruppen um die Siegestrophäen zu kämpfen, resp. zu pfeifen und zu trommeln, daß es in den alten Balken des ehrwürdigen «Neppers» krachte. Tiefsinnig schauten die Trommler hinab auf das Trommelfell, in das sie mit den Augen Löcher zu bohren schienen, oder sie blickten in imaginäre Weiten über die Köpfe des zahlreich erschienenen, sehr kritischen Publikums hinweg, das mit Kennermiene die Trommelvorträge verfolgte. An den vordersten Tischen saß die unerbittlich strenge Jury beisammen, deren unfehlbarem Gehör die kleinste Ungereimtheit nicht entging. Der eine legte die Stirne in sorgenvolle Falten, der andere verriet weder Zustimmung noch Ablehnung, denn hinter der sphinxartig verschlossenen, eiskalten Miene war es unmöglich, irgendeine seelische Regung abzulesen, und der dritte Halbrott der Jury – denn als dies waren sie zu werten – konnte trotz allem ein leises Schmunzeln nicht unterdrücken, wenn ein ganz kleiner «Binggis» den «Mär-meli» besonders gut trommelte. Feierlich wurden den besten «Rues-ern» die Preise übergeben, und noch lange wurde diskutiert, gelobt, getadelt und weidlich über die Jury geschimpft.

Weiter hatte das Haus einen Ruf als «Variété». Die Blütezeit des «Variété Glock» war vor allem die Zeit nach 1890 bis vor Ausbruch des ersten Weltkrieges. Das «Konzertlokal» besaß eine beachtliche Bühne, die ihre Geheimnisse vorerst diskret hinter einem herrlich roten Vorhang zu verbergen wußte. Immer wieder wurden den anspruchsvollen und sachverständigen Theaterbesuchern neue Überraschungen geboten. Da traten etwa Singspieltruppen auf, die heitere und auch ernste Stücke auf die Bühne brachten, was oft harte Anforderungen an das zarte Empfinden der anwesenden Damenwelt stellte, so daß manches tränenfeuchte Taschentuch arg zerknüllt wurde. Weiter ließen sich Bänkelsänger hören, die in schauerlich-schönen, nicht immer ganz rein gesungenen Versen von Schuld und Sühne erzählten. Besonders geschätzt aber waren ganze Damen-Ensembles, die nicht nur künstlerisch allerlei Lobenswertes zu bieten hatten, sondern auch eine Augenweide sonder-

gleichen darstellten und das männliche Publikum restlos entzückten, während die weiblichen Zuhörer eine nicht schwer verständliche, eindeutige Reserviertheit zeigten. Auch ältere Semester männlichen Geschlechtes hätten sich ohne weiteres zu Begeisterungstürmen hinreißen lassen, wenn nicht die anwesenden besseren Ehehälften dieser Begeisterung Zügel angelegt und den Ehegespons unter scharfer Kontrolle gehalten hätten. Akrobaten und Akrobatinnen zeigten ihr ans Unglaubliche grenzendes Können, und gar manchem Zuschauer stand das Herz vor Schreck fast still, wenn ein Turban tragender Feuerfresser Flammen verschlang und spie. Bangen erfüllte vor allem das männliche Publikum, wenn ein Messerwerfer seine gefährlichen Wurfgeschosse mit unnachahmlicher Schnelligkeit und Präzision rund um die entzückende Gestalt eines zarten weiblichen Wesens zu schleudern wußte, das unbeweglich, einer Statue gleich, an eine Holzwand lehnte.

Aber noch lange war das Programm nicht erschöpft. Das «Variété Glock» hatte auch Riesen und Zwerge für seine Bühne verpflichtet, die mit allerhand Späßen dafür sorgten, daß das Publikum sich von den vorher überstandenen seelischen Spannungen wieder erholen konnte. Höhepunkte im Ablauf der reichhaltigen Darbietungen waren auch Schlangenmenschen, die keine festen Knochen zu besitzen schienen, sondern mit katzenartiger Geschmeidigkeit ihre Körper und Gliedmaßen ineinander verflochten, daß es unmöglich schien, diesen Knäuel zu entwirren, und alle Zuschauer in sprachloses Erstaunen gerieten. – Schon damals erhielten die Artisten eine feste Gage, die allerdings recht bescheiden war; aus diesem Grunde versuchten sie, ihre Besoldung etwas aufzurunden. Nach jeder einzelnen Nummer mischten sie sich unter das zahlreich erschienene Publikum, um mit einem Teller Münzen einzusammeln. Obwohl sich dies nach jeder Nummer wiederholen konnte – besonders geschäftstüchtige Künstler unterteilten deshalb ihre Nummer in verschiedene kurze Abschnitte –, wurde es keineswegs ungerne gesehen, wenn die Sänger, Zauberer, Jongleure oder Tänzerinnen sich an die Tische bemühten, um 5 Rappen, wenn es hoch kam 10 Rappen einzukassieren, da so Gelegenheit geboten

war, persönliche Bekanntschaften anzuknüpfen. Auch hier erwies es sich, daß im geschäftlichen Sektor die Künstlerinnen ihren männlichen Kollegen ganz eindeutig überlegen waren, besonders dann, wenn sie sich in relativ bescheidener Gewandung durch das Publikum drängen mußten und eine gewisse Tuchfühlung sich einfach nicht vermeiden ließ, wobei die männliche Kundschaft sich aus nächster Nähe davon überzeugen konnte, daß die Tricotkostüme weibliche Reize bargen, die der Schönheit der Venus von Milo durchaus nicht nachstanden.

Um 1910 trat im «Variété Glock» auch der weltbekannte florentinische Clown Pinta vom Circus Cesare Sidoli auf. Dieser Clown engagierte jeweils mehrere Artisten, mit denen er als Direktor eigentliche Künstlerreisen unternahm und von Bühne zu Bühne zog. Was Pinta mit seinen Artisten bot, war Variétékunst ersten Ranges, und das Publikum bog sich vor Lachen ob seiner Späße und Einfälle während der komischen Zirkus-Intermezzi. Der plötzliche Tod dieses berühmten Clowns ließ die Truppe in kurzer Zeit auseinanderfallen, und es war schwer, ähnlich gute Programme auf die Bühne zu bekommen. Die Kleinkunsthöhle hatte ihre Glanzzeit hinter sich; mit der Zeit mußten die Vorstellungen wegen mangelhaften Besuchs eingestellt werden, und der Theatersaal blieb nur noch für Vereinsanlässe reserviert.

Das zweifellos unruhige und gesundheitsschädigende Leben, das Eduard Glock jahrelang geführt hatte, schwächte mit der Zeit seine Widerstandskraft, so daß er mehrere kleine Schlagflüsse erlitt, die ihn zwangen, sich immer mehr vom Geschäft zurückzuziehen, dessen Zentrum er gewesen war. Ein befreundetes Ehepaar, Hässig-Kiefer, das mit seinen vielen Kindern im zweiten Stock des Hauses wohnte und schon seit zehn Jahren im Geschäft mitgeholfen hatte, übernahm die Leitung des Unternehmens, und «d'Mame Hässig», eine rundliche originelle Frau, deren Attribut ein immer scheppernder Schlüsselbund über der Schürze war, löste Frau Glock ab und bezog Posten hinter dem Buffet. 1892 wurde die «Bierhalle Glock» an das Consortium «Löwenbräu» verkauft und die Bierbrauerei aufgehoben. Die dazugehörigen Gebäude verschwanden.

den bald nachher. Nochmals später übernahm die «Brauerei Wart-eck» das Haus.

So originell wie viele Besucher des «Glock» waren auch die Anwohner rund um das Haus «Zum Nepper». Ein alter Aeschlemer aus der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Coiffeurmeister Gustav Selinger-Hipp, erzählt in seinen Erinnerungen, daß zu seiner Jugendzeit der hintere Teil des Brunngäßleins der Spielplatz der Aeschlemerbuben gewesen sei, denn hinter der Brauerei war noch unbebautes Land. Gegenüber wohnte der Glasermeister Demenga mit seiner alten Haushälterin, welche die Buben etwas gefürchtet haben. Sie humpelte auf einem Holzbein daher und verjagte jeweils die lärmende Bubenschar, indem sie schimpfte und keifte und drohend ihren Stock schwang. Dem «Glock» gegenüber wohnte der Seifensieder Brand-Sandreuter, Präsident des Bürgerrates, ein sehr dicker Mann, der im unteren Geschoß seines Hauses einen Seifenladen führte, in welchem seine arg kurzsichtige Frau wirkte. Besonderen Eindruck machte es den Buben jeweils, wenn die arme Frau beim Verkauf der Seife das Geldstück ganz nahe an die Augen nehmen mußte, um es zu erkennen. – 1905 entstand hier, im «kleinen Löwen», die Bäckerei von Otto Hauser. In der Aeschenvorstadt, neben dem «kleinen Löwen», war der Bäckerladen Rutschmann, anschließend folgte der «Salz-Schnyder», der abends mit seiner ganzen Familie vor dem Haus auf dem «Bänggli» saß, und daneben stand das Haus des Zuckerbäckers Bernet. Berühmt waren hier «d'Halbmend». Diese wurden aus alten Backwaren hergestellt, mit Zuckerguß überzogen, kosteten «fünf Santim» und sollen vorzüglich gewesen sein.

Einen Anziehungspunkt ganz besonderer Art bildete für die Jugend immer der Brunnen bei der «Bierhalle Glock» an der Ecke zum Brunngäßlein. Wilde Wasserschlachten wurden hier zu allen Zeiten geschlagen. Der Brunnen mit der Statue des heiligen Jakobus des Älteren stand 500 Jahre an diesem Platz, von 1453 bis 1953. Wenn man es ganz genau nimmt, eigentlich nur bis 1911: die Originalplastik wurde damals zum Schutz vor der Witterung ins Historische Museum gebracht und durch eine gute Kopie ersetzt.

Ehemals besaß der Brunnen einen sechseckigen Trog und Stock mit einer Röhre; 1842 erhielt der Jakobus-Brunnen dagegen einen rechteckigen, aus einem Block gehauenen Trog mit der eingemeißelten Jahreszahl. Bemerkenswert sind die abgeschrägten Ecken des Troges, der kleine Überlauftrug mit Scheuerstein und die beiden Röhren am neugotischen Brunnenstock. Die Plastik des Apostels mit den typisch spätgotischen Merkmalen, den scharfkantig geknickten Gewandfalten, zeigt einen besonders schön und fein gebildeten Kopf mit reichen Locken und Bart; Pilgerstab und Buch stellen die Attribute des Heiligen dar. Wie schon früher erwähnt, mußte auch der schöne Brunnen 1953 der Straßenkorrektur weichen. Nach zehn Jahren fand er erfreulicherweise einen neuen Platz in der Nähe der Aeschenvorstadt, an der Hermann Kinkelin-Straße.

Der Abbruch des Brunnens erregte vielerorts großes Bedauern wie auch Protest und konnte nicht stillschweigend hingenommen werden. Der 15 Tonnen schwere Brunnentrog wurde in der Nacht vom 27. zum 28. April weggeschafft, nachdem für diesen Zweck ein kräftiges Holzgerüst gebaut worden war. Am Abend des 28. April, um 21 Uhr, bildete sich zwischen «Sternen» und «Glock» ein Trauerzug, der durch die Aeschenvorstadt, Brunnegäßlein und Dufour-Straße zog und beim Aeschenplatz wieder in die Vorstadt einbog. Zwei ältere Herren mit entblößtem Haupt trugen feierlich einen großen Lorbeerkranz mit einer schwarz-weißen Schleife, auf der in goldenen Lettern stand: «E letschte Grueß im Jokebsbrunne in der Aesche». Diesen beiden würdigen Herren folgten herrlich trommelnd und pfeifend die Lälli- und Rumpelclique; die «Rumpeler» waren ja ohnehin im nahen «Sternen» beheimatet. Hinter den Cliquen marschierten in großer Zahl Anwohner, Fasnächtler und Angehörige des Heimatschutzes. Die ganze Aeschenvorstadt war beflaggt. Zwei junge Männer kletterten auf das Gerüst und schmückten die Statue des Jakobus, indem sie, einer kultischen Handlung gleich, dem Heiligen den Lorbeerkranz umhängten und mit zwei großen lilafarbenen Fliederbüschen das Holzgerüst zierten. Moritz Ruckhaeberle, der bekannte Stadtpoet, verlas ein flam-

mendes Protestgedicht vor dem Brunnenstock, das großen Widerhall fand. Diesem Protest zum Trotz wurde die Statue des Jakobus am folgenden Tage entfernt und verschwand ebenfalls für zehn Jahre in einem düsteren Depot des Gas- und Wasserwerkes. Bis zum Abbruch des Holzgerüstes am 4. Mai hing der Lorbeerkranz mit seinen schwarz-weißen Schleifen traurig an der Wand der «Bierhalle Glock».